

Weilburger Anzeiger

Kreisblatt für den  Oberlahnkreis ♦

Amtliches Organ für sämtliche Bürgermeisterämter des Oberlahnkreises.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage.
Kleinstes und gelesenstes Blatt im Oberlahn-Kreis.
Fernsprecher Nr. 59.

Verantwortlicher Redakteur: Hr. Cramer, Weilburg.
Druck und Verlag von H. Cramer,
Großherzoglich Luxemburgischer Hoflieferant.

Vierteljährlicher Abonnementspreis 1 Mark 50 Pfg.
Durch die Post bezogen 1,50 M. ohne Bestellgeld.
Insertionsgebühr 15 Pfg. die kleine Zeile.

Nr. 225. — 1914.

Weilburg, Samstag, den 26. September.

66. Jahrgang.



Drei englische Panzerkreuzer von einem einzigen deutschen Unterseeboot vernichtet.

Unsere Marine, von deren Tätigkeit in den letzten Tagen wiederholt Meldungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten, hat gestern der englischen Flotte, die so ungeduldig darauf wartet, daß unsere Schiffe in nicht zu zügelnder Kampfesfreudigkeit sich ihr jetzt bereits in offener Schlacht entgegenstellen, einen Beweis ihres Daseins, ihrer Geschicklichkeit und ihres Mutes geliefert, der überall im deutschen Vaterland hellsten Jubel auslösen wird. Drei englische Panzerkreuzer sind von einem unserer Unterseeboote zum Sinken gebracht worden. Unser Bild zeigt (oben) die drei englischen Schwesterschiffe, (unten) die die durch X bezeichneten Stelle, an der sie vernichtet wurden.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung,

Betreffend die Fortführung der Brandkataster.

Die Herren Bürgermeister werden ersucht, die bei ihnen eingegangenen Anträge, welche das Eingehen neuer Versicherungen bei der Nassauischen Brandversicherungs-Anstalt zur Erhöhung, Aufhebung oder Veränderung bestehender Versicherungen vom 1. Januar des nächsten Jahres an betreffen, zu sammeln und baldmöglichst, spätestens aber am 24. Oktober l. J. hierher einzusenden.

Die Anträge sind von den Beteiligten schriftlich oder mündlich anzubringen, und es muß aus denselben hervorgehen, zu welchem Zweck der Antragsteller verlangt, was er erreichen will, namentlich ein Verzeichnis, welches die Namen der Antragsteller enthält.

Die Vorstehenden der Schätzungskommissionen sind im Falle von Formularen, welche zur Aufnahme der Veranlagungsanträge benutzt werden können, und werden die Anträge in Gemäßheit des § 9 ihrer Geschäftsanweisung den Herren Bürgermeistern auf Verlangen zur Benützung übergeben.

Den Anträgen ist seitens der Herren Bürgermeister die notwendige Aufklärung über die Aufhebung oder eine Revision der Veranlagung wegen Wertminderung baulicher Veränderungen einzutreten hat.

Weilburg, den 9. September 1914.
Gesetzlicher Vertreter der Nassauischen Brandversicherungsanstalt: Der Landeshauptmann.

Weilburg, den 22. September 1914.
Vorstehende Bekanntmachung wird den Herren Bürgermeistern sowie den Gebäudeeigentümern zur Kenntnis mitgeteilt.

Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß die Anträge der Versicherten seitens der Herren Bürgermeister bis zum 24. Oktober l. J. an den Herrn Landeshauptmann und nicht, wie dies bisher vielfach geschehen ist, an die Vorstehenden der Schätzungskommissionen einzusenden sind.

Berlin, den 16. September 1914.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß nach § 1 des Gesetzes vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. Nr. 122), betreffend die Unterstützung von Familien in den Kriegsdienst getretener Mannschaften, auch die Angehörigen der Kriegsdienst verwendeten Unterpersonalen der Kriegsdienst Krankenpflege im Falle der Bedürftigkeit auf Familienunterstützungen Anspruch haben.

Bestimmungsmäßig besteht das Unterpersonal der Kriegsdienst Krankenpflege aus Zugführern, Zugführer-Stellvertretern, Sektionsführern, Krankenpflegern, Krankenpflegerinnen, Krankenträgern, Kaufleuten, Köchen oder Köchinnen, Schreibern und Dienern.

rinnen, Krankenträgern, Kaufleuten, Köchen oder Köchinnen, Schreibern und Dienern.

Der Minister des Innern.
J. M. v. Jaroski.

J. Nr. II. 5717. Weilburg, den 24. September 1914.
An die Herren Bürgermeister.

Abdruck zur Kenntnis und Beachtung.
Der Königliche Landrat.
L. v. G.

XVIII. Armeekorps.
Stellv. Generalkommando.
Abt. II. 27923. Frankfurt a. M., den 20. Sept. 1914.
Betrifft Freigabe von Benzol für landwirtschaftliche, staatliche und kommunale Zwecke.

Nachdem die deutsche Benzol-Vereinigung sich den Bedingungen des Kriegsministeriums 591/9 14 A. 7 V als für sie bindend ausdrücklich unterworfen hat, bestimme ich in Ergänzung meiner Verfügungen vom 27. 8. 14. II. c. Nr. 20831 und vom 4. 9. 14. II. c. 23485:

1. Die im Korpsbezirk befindlichen Lagerhalter der deutschen Benzol-Vereinigung dürfen Benzol für landwirtschaftliche, staatliche und kommunale Zwecke und für gewerbliche Betriebe und zwar lediglich als Motorenbetriebsstoff frei abgeben.
2. Für andere Zwecke bleiben die obengenannten Verfügungen in Kraft.
3. Mißbrauch dieser erweiterten Freigabe von Benzol durch Verkauf oder Abgabe an Dritte zieht unweigerlich die Aufhebung dieser Verfügung für den betreffenden Landes-Verwaltungsbezirk nach sich.

Der Kommandierende General.
Freiherr von Gall.

Aufruf.

Der Verdacht ist gerechtfertigt, daß sich noch immer belgische oder französische Brieftauben im Lande befinden. Diese Tauben werden nicht nur auf Taubenschlägen, sondern in allen erdenklichen Schlupfwinkeln, wie Kellern, Schränken, Kommoden, Körben, sowie in Waldungen und Gebüsch versteckt gehalten. Hierdurch ist die Möglichkeit eines unerlaubten und für uns nachteiligen Depeschverkehrs nach dem feindlichen Ausland gegeben.

Die Beseitigung aller belgischen und französischen Brieftauben wird deshalb dringende Pflicht. Zur Erreichung dieses Zieles genügt die Kontrolle der Aufsichtsberechtigten aber nicht, die Zivilbevölkerung muß mithelfen und wird hierdurch aufgefordert, sich an der im vaterländischen Interesse liegenden Arbeit der Ueberwachung unerlaubten Brieftaubenverkehrs zu beteiligen.

Stellvert. Generalkommando XVIII. Armeekorps.

I. 5174. Weilburg, den 24. September 1914.
Bekanntmachung.

Im Stiftungsverlag des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins Potsdam erscheint unter dem Titel:
Der Große Krieg

eine Chronik der großen Zeit, in der wir leben. Sie wird ihre Eigenart im Unterschied zu anderen Veröffentlichungen darin finden, daß sie nicht nur alles Wissenswerte sammelt, sondern auch den starken nationalen und religiösen Gedanken, die unser Volk erfüllen, einen lebendigen Ausdruck verleiht.

Die Chronik soll enthalten:

die amtlichen Kundgebungen vom Kriegsschauplatz und über die dem Kriege vorangehenden und folgenden Verhandlungen,
die wichtigen Ereignisse im inneren Staatsleben,
Bilder aus der Liebestätigkeit der Wohlfahrtspflege,
Beschreibungen von Land und Leuten der feindlichen, besonders der besetzten Gebiete,
Stimmungsbilder vom Felde und aus der Heimat,
Gedichte, Humor im Kriege usw.

Mit der Herausgabe dieser Chronik soll jedem die Möglichkeit geboten werden, alles gesammelt zu besitzen, was ein getreues Bild unserer Tage gibt.

Einen besonderen Wert erhält die Chronik dadurch, daß Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Allergnädigst geruht haben, ein handschriftliches Wort für das Blatt in Aussicht zu stellen, und wir hoffen, ein gleiches auch von anderen deutschen Fürstinnen und hervorragenden Persönlichkeiten zu erlangen.

Wöchentlich wird eine Nummer von 16 Seiten, illustriert, zum Verkaufspreise von 10 Pfg. erscheinen. Der Reinertrag fließt zweckmäßig direkt bei der Post zum Preise von 1,50 M. vierteljährlich bestellt.

Der Königliche Landrat.
L. v. G.

J. Nr. L. 1149. Weilburg, den 26. September 1914.

Die Herren Bürgermeister des Kreises
ersuche ich mir bis zum 1. I. 1915. die Namen der Landwirte anzugeben, welche mehr als 10 ha Land bewirtschaften. Der Termin ist unter allen Umständen einzuhalten.
Der Königliche Landrat.
L. v. G.

Nichtamtlicher Teil.

Der Weltkrieg.

Fort Camps des Romains gefallen. — Die Gesamtlage im Westen durchaus günstig. — Der Eindruck unseres Seesieges in Italien.

Großes Hauptquartier, 25. Sept. abends.

Die Fortbewegungen der Operationen haben auf unserem äußersten rechten Flügel zu neuen Kämpfen geführt, in denen eine Entscheidung bisher noch nicht gefallen ist. In der Mitte der Schlachtfront ist heute, von einzelnen Vorstößen abgesehen, nichts geschehen.

Von den Sperrforts südlich von Verdun ist heute 'Camps des Romains' gefallen. Das bayrische Regiment „von der Tann“ hat auf dem Forts die deutsche Flagge gehißt und unsere Truppen haben dort die Maas überschritten.

Im übrigen weder im Westen noch im Osten irgend welche Veränderungen.

Kiel, 24. Sept. Wie die „Kieler N. Nachr.“ melden, erhielt der Kommandant des Unterseebootes „U. 9“, Kapitänleutnant Weddigen, das Eisene Kreuz 1. und 2. Klasse. Allen übrigen Mitkämpfern an Bord des „U. 9“ wurde das Eisene Kreuz 2. Klasse verliehen.

London, 24. Septbr. Die englischen Zeitungen besprechen den Untergang der Kreuzer. Sie beklagen mehr den Verlust der Mannschaften als der Schiffe, die einem älteren Typ angehörten. England mußte auch mehr Gebrauch von Unterseebooten und Minen machen. „Manchester Guardian“ sagt, man dürfe den Verlust der Schiffe nicht leicht nehmen. Hätten englische Unterseeboote in wenigen Minuten drei Kreuzer zerstört, so hätte man das eine brillante Leistung genannt.

Mailand, 25. Sept. „Corriere della Sera“ meldet aus San Remo: Die italienische Regierung, welche erfahren hat, daß an der französisch-italienischen Grenze französische Werber junge Italiener für den Heeresdienst in Frank-

reich anwerben und daß viele junge Männer abwandern, hat strenge Maßnahmen getroffen, um eine weitere Abwanderung zu unterbinden.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Ist die Gesamtlage nach den jüngsten Nachrichten durchaus günstig. Der Angriff schreitet vorwärts. Daß dies nicht gleichmäßig auf der ganzen Front der Fall ist, liegt, wie der militärische Berichterstatter der „Voss. Zig.“ hervorhebt, in der Art des Kampfes begründet. Mit den bisherigen Erfolgen kann man aber vollkommen zufrieden sein; sie bieten eine sichere Gewähr für einen glücklichen, siegreichen Ausgang.

Die Abweisung des feindlichen Umfassungsversuchs unseres rechten Flügels, der nach der amtlichen Meldung westlich der Dije steht, etwa in der Höhe von Royon, ist zwar nur ein negativer Erfolg, aber dennoch hoch zu veranschlagen. Entschlossen die Franzosen sich zu einem neuen Umfassungsversuch, so hätten sie auch entsprechende Kräfte versammelt und sind mit einer Übermacht vorgegangen, da sie nur so auf Erfolg rechnen konnten. Insofern ist die Abwehr des Versuchs ein großer Erfolg. Die hier eingeleiteten feindlichen Kräfte fehlen an anderer Stelle. Je mehr derartige Angriffe zurückgewiesen werden, umso mehr erlahmt die Widerstandskraft des Gegners.

Nach der Eroberung von Varennes, eines kleinen Ortes östlich des Argonnenwaldes, wo im Juni 1791 Ludwig 16. nach einem vergeblichen Fluchtversuch gefangen genommen wurde, und das nur noch 45 Kilometer von der Marne entfernt liegt, setzten unsere Truppen ihre Angriffsbewegung weiter nach Süden fort. Bei weiterem Vorgehen aber umfaßt unser linker Flügel die feindliche Mitte. Der feindliche Umfassungsversuch an unserem rechten Flügel wurde abgewiesen, unser linker Flügel bereitet dagegen die Umfassung der feindlichen Stellung in günstigster Weise vor.

In Verbindung hiermit gewinnt die Beschließung der Sperrforts südlich Verdun besondere Bedeutung. Die feindliche Stellung war so stark, weil sie sich auf beiden Flügeln an Festungen anlehnte, die nicht umgangen werden konnten. Im Osten waren es die beiden großen Waffenplätze an der Maas, Verdun im Norden und Toul im Süden, und dazwischen die sieben Sperrforts. Von diesen werden die in der Mitte befindlichen angegriffen, die verhältnismäßig leichter zu nehmen sind, weil bei ihnen eine Mitwirkung der genannten großen Waffenplätze infolge der weiteren Entfernung schwieriger ist. Vorgestern wurde gemeldet, daß der Ostwand des Hochplateaus, auf dem diese Forts liegen, die Cote d'Orne, erflürmt sei. Unmittelbar daran hat sich der Angriff gegen die Sperrforts selbst angeschlossen. Die Beschließung hat trotz der kurzen Dauer bereits „sichtbare Erfolge“ gebracht. Man ist deshalb berechtigt, mit einer baldigen Eroberung dieser Anlagen zu rechnen. Ist diese erfolgt, so hat die französische östliche Flanke ihre Anlehnung und ihren Schutz verloren.

Das Verlangen der Franzosen auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht nach Pariser Meldungen, die in Genf eintrafen, dahin, die Feinde zu gewinnen, um die Straße nach Rezon zu erreichen. Die Feinde liegt 27 Kilometer nordöstlich von Royon und kann durch seine Festungswerke als Zitadelle des vorgeschobenen Postens bei Royon betrachtet werden. Da wir uns längst nicht mehr in der Defensive befinden, ist die Hoffnung der Franzosen, durch Umfassung unseres rechten Flügels die Feinde zu nehmen, aussichtslos. Im Osten von Reims halten die Pariser Militärkritiker die hartnäckige Verteidigung des Gebirgsmaass-Pompey bei Nancy für wichtig, das für den rechten Flügel der feindlichen Gesamtlage von Bedeutung sein würde. Da der deutsche Angriff auf die Forts südlich von Verdun Fortschritte macht, so ist es laut „Tag“ begreiflich, wenn die militärischen Kritiker Frankreichs so wenig Zuversicht für ihre Sache besunden.

Ein Erlahmen der französischen Offensive spricht aus der Vereitelung des Umfassungsversuchs der englischen und französischen Heeresteile gegen unsere rechte Flügelsarmee. Gerade auf diesen Flügel hatte es, wie Major a. D. Morath schreibt, der neue Kriegsplan des französischen Generalstabs abgesehen und sich geschickt der augenblicklichen Lage angepaßt. Den Zweck, Paris zu entlasten und eine allzu frühzeitige Belagerung hinauszuschieben, hat er erreicht. Aus allerlei Gründen, die in der ausländischen Presse ziemlich offen erörtert werden, gelang es Joffre auch, unseren Hauptangriffsflügel, die 1. Armee des Generalobersten v. Klud, zu einem Verteidigungsflügel zu machen. Die ausgesprochene Absicht der englischen und französischen Heeresleitung war es aber, den rechten deutschen Flügel aufzurollen und damit eine weite rückwärtige Bewegung gegen die belgisch-luxemburgischen Grenze zu erzwingen. Dieser schöne Plan ist in den Kämpfen seit dem 5. Sep-

tember ins Wasser gefallen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß er mit Erfolg wieder aufgenommen wird.

Der Drehpunkt der Heere. Varennes, das wir genommen haben, liegt 20 Kilometer von der westlichen Forts-Linie der Gütelfestung Verdun. Sein Besitz erlaubt uns, in südwestlicher Richtung vorzustoßen. Damit wird Verdun der Drehpunkt unserer Heere. Da wir gleichzeitig gegen die Sperrforts südlich Verdun und Toul erfolgreich artilleristisch wirken und alle Ausfälle aus Verdun und Toul, ebenso wie die Gegenangriffe der Franzosen über die Maas siegreich abgeschlagen haben, so steht sich Verdun von drei Seiten bedroht. Der Kampf um die Maashöhen und deren Befestigungen wird natürlich mit aller Energie fortgesetzt.

Unsere Drummer sind widerstandsfähig und können vom Feinde während des Krieges nicht nachgemacht werden. Major a. D. Morath sagt darüber im „V. L.“: Ein tödliches Gerücht will wissen, daß Arbeitsleistung und Lebensdauer unseres unüberwindlichen 42,5 Zentimeter-Geschützes nicht im richtigen Verhältnis zu einander stehen. Man darf erklären, daß es ausgeschlossen ist, daß das Seelenrohr mit seinen Fühlungsballen sich frühzeitig abnügen wird. Bei der Herstellung hat man wohl beachtet, die Ursachen der Rohrausbrennung, die in der chemischen und mechanischen Wirkung der sehr heißen Pulvergase zu suchen sind, auf das denkbar geringste zu beschränken. Wie das gemacht ist, ist deutsches Geheimnis und dem Gegner wird es nicht gelingen, während der Dauer des Krieges ein Konkurrenzgeschütz zu bauen.

38 000 Eisene Kreuze erster und zweiter Klasse konnten laut „Tägl. Rdsch.“ in diesem Kriege bisher verliehen werden. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die vor dem Feinde erworbenen Orden und Ehrenzeichen beim Tode des Inhabers den Hinterbliebenen auf deren Wunsch beilassen werden können. Auch ist es gestattet, diese Auszeichnungen auf Wunsch der Beteiligten in den Kirchen aufzubewahren.

Einen Minengürtel für Deutschlands Küsten fordern Londoner Blätter aus Anlaß der Vernichtung der drei englischen Panzerkreuzer durch das deutsche Unterseeboot „U. 9“. Die deutschen Kriegsschiffe mühten sich durch Minen vollkommen eingeschlossen und an jedem Auslaufen aus den heimatischen Häfen gehindert werden. Die Minen würden naturgemäß auch die englischen Kriegsschiffe an einem Kampf mit den deutschen hindern. Das scheint den Engländern jedoch ganz recht zu sein; nach den bisherigen Erfahrungen wünschen sie gar keine große Seeschlacht mit den deutschen Kriegsschiffen, die ihnen unter allen Umständen schwere Opfer kosten würde.

Ueber den Untergang der drei englischen Kreuzer teilen Londoner Blätter noch Einzelheiten mit. Danach wurde „Aboukir“ im Kohlenraum von dem Torpedo getroffen, „Cressy“ wurde durch den ersten Torpedoschuß nicht ernstlich beschädigt, obwohl die Explosion heftig war. Während die Rettungsboote ausgelegt wurden, stand die Mannschaft bei den Geschützen und gab einen Schuß auf das Periscope des Unterseebootes ab, das sich wenige Sekunden zeigte. Nachdem die „Cressy“ von einem zweiten Schuß tödlich getroffen war, warf die Mannschaft Stühle und Tische über Bord, um sich daran festzuhalten. Die Besatzung der drei Kreuzer zählte insgesamt 2781 Mann.

Der Unterseebootkampf an der holländischen Küste hat sich mit einer verblüffenden Geschwindigkeit abgepielt und in Rotterdam und an der ganzen Küste, wo schon so oft angustisende Geräusche von stattgefundenen Seeschlachten verbreitet waren, nahm man anfangs keine Notiz von dem neuen Gerede, das von dem Untergang dreier gewaltiger Panzerkreuzer in der Nordsee berichtete. Dann aber langte der Dampfer „Titan“ an und schiffte zahlreiche englische Matrosen aus, viele von ihnen waren sichtlich verstümmelt. Auch tote wurden an Land gebracht. Jetzt packte eine ungeheure Aufregung die ganze Stadt. Der Kapitän der „Titan“ erzählte entsetzliche Einzelheiten, trotzdem er den Anfang der Katastrophe nur aus der Ferne hatte beobachten können. Er war am englischen Geschwader vorbeigedampft und hatte auch ein kleines Unterseeboot irgendwo auftauchen sehen. Plötzlich bemerkte er, daß eines der Riesenschiffe verschwunden war, ein wenig später hörte er den Donner einer Explosion und vermisste auch das zweite Schiff. Jetzt sah er an den weißen Rauchwolken, die von den anderen englischen Schiffen kamen, daß ein heftiges Gefecht im Gange war.

Er nahm sofort Kurs auf den Kampfsplatz und setzte Boot aus. Die See war aber in weitem Umkreis so mit Menschenkörpern bedeckt, daß die Rettungsboote eine Strecke förmlich durch Leichen rudern mußten! Er konnte 111 Mann in sein Schiff bringen, darunter den Kommandanten, der schon bestmüdet war. Die Mann-

schaften und Offiziere hatten alle in ihren Kojen gelegen, als die Explosion sie ins Wasser schleuderte, sie mußten, da sie fast nackt waren, in Segeltuch und Sackelwand gehüllt werden. Ein Kadett, der bei dem Untergang des ersten Kreuzers ins Wasser gesprungen war, war gerade an Bord des zweiten gekommen, als auch dieser den verhängnisvollen Stoß erhielt. Wieder sprang er ins Wasser, halb erschöpft kam er auf den dritten Panzerkreuzer, als war gerade mit dem Verschwinden der Kleidung beschäftigt, auch dieser Kreuzer in den Fluten versank. Er wurde schließlich von einem Boot der „Titan“ gerettet. Der Untergang der Schiffe schmerzt die Engländer weniger als der Verlust der Mannschaften, die fast alle schon 15 Jahre und länger in der Marine Dienst getan hatten. Als der englische Torpedojäger „Lucifer“ durch Signalmeldungen erfahren, die wollten lieber in holländischer Gefangenschaft bleiben. Die Geretteten sind in das Internierungslager von Geesterland gebracht worden.

Ein „Marterinstrument“ haben die Franzosen bei den deutschen Soldaten entdeckt und in französischen und sogar italienischen Blättern sind authentische Photographien und Beschreibungen dieser Mordmasse abgebildet. Man höre nur: Die deutschen „Barbaren“ stießen als „Bajonett-Sägen“ auf ihre Gewehre! Ist das nicht himmelfälschend? Leider haben die Herrschaften vergessen, folgendes hinzuzufügen: Diese „Sägen“ werden nur von je einem Mann einer Korporalschaft mitgeführt und werden zum Zerhacken kleinerer Gegenstände gebraucht. Gegen das stielartige teuflische nierte Bajonett der Franzosen ist es das reinste Vergnügen von solcher „Säge“ spielen zu lassen!

Ungeheurer Eindruck des deutschen Seesieges in Italien. Die Vernichtung der drei englischen Kreuzer hat ein einziges deutsches Unterseeboot hat in Italien einen gewaltigen Eindruck gemacht. Man zweifelte dort niemals an der Sieghaftigkeit des deutschen Landheeres, aber nicht, daß die deutsche Kriegsschiffen Instände waren, aber nicht, daß die deutsche Seemacht Englands Schaden zuzufügen. Halb wird der deutsche Erfolg zur See ganz besonders geschätzt und zu Deutschlands Gunsten gebucht. Die Vernichtung des deutschen Seesieges auf Italien ist besonders halb so stark, weil die Haltung Italiens in dem gegenwärtigen Kriege im Hinblick auf seine langgestreckte Küste ganz wesentlich durch die Rücksicht auf England als die bisherige meereherrschende Macht Europas beeinflusst wurde.

Ein vergnügter Vollerabend. Kapitänleutnant Otto Weddigen, unter dessen Führung das Unterseeboot „U. 9“ die drei englischen Panzerkreuzer in die Luft sprengte, hat am Tage vor der Ausfahrt seines Schiffes Kriegstruppen gehabt. Ursprünglich war die Hochzeit auf den 21. September und der Vollerabend auf den 22. September angesetzt. Am 22. September aber vollbrachte der Kapitänleutnant seine unaberrückliche Heldentat. In diesem Vollerabend wurde also ganz gewaltig „gepoltert“ da draußen.

Die Ruffenherrschaft im „Dessauer Hof“. Der Hotelwirt vom „Dessauer Hof“ in Ansternburg kann wohl zählen. Als die Russen in die wehrlose Stadt einzogen, kam zu ihm ein russischer Offizier, der ihm die russische Überbrachte, daß sein Hotel zur Aufnahme des russischen Generalstabes bestimmt sei. Ein Kommando durchsuchte das Haus erst nach Bomben und fand wirklich im Keller eine dachig aussehende „Höllenschlange“, — es waren Kohlenäureflaschen! — die unter allen Umständen regeln! weit hinaus auf Feld gebracht wurden. Als dann später das Bier nicht schmeckte, holte man die merkwürdigen Höllenschlangen wieder herbei. Im Hotel aber zog sich die Fröhlichkeit ein, man feierte Banketts und Generalströmen fließen, und die russischen Allgewaltigen, die Ephe der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Rennenlamp, zeigten sich von ihrer „menschlichen“ Seite. Schließlich verlangte der Adjutant des Großfürsten Oberst von Oröwen, vom Wirt, die Kellner durch die Bedienung zu ersetzen. Als aber General Rennenlamp seiner Rückkehr ins Hotel diese Umwandlung bemerkte, lor er seine Ruhe und verlangte energisch die Wirtin, die des „Weiberpads“. So lebten die Herrschaften in der Verpflegung dem Hotelwirt dafür Kolonialwaren zu. Aber dazu kam es nicht mehr, denn die Deutschen waren schon in der Nähe und fingen die ganze Vagabunde neunehtägiger Herrschaft verließen die russischen in Ansternburg, und der Großfürst verabschiedete sich hastig mit den Worten: In 14 Tagen sehen sie die Umkleekammer wieder! Hinter Gumbinnen aber warfen sie die Umkleekammer fort, und zogen Zivilkleider an, um besser fliehen zu können.

Martin Gunder.

Roman von E. Dreffel.

13] Nachdruck verboten.

„Das gebe Gott,“ sagte sie inbrünstig. Sie verschloß den Koffer und reichte Achim den Schlüssel.

Er nahm ihn und küßte in aufwandelndem Abschieds-schmerz des Mädchens seine Hand.

„Hab' Dank, Juliane, für alles, alles, was du für mich getan und mir gewesen bist.“

Sie zog leicht die Hand aus der Umklammerung seiner Finger und verbarg die eigne Ergriffenheit unter der sachlichen Frage: „Bist du nun mit allem fertig? Wann mußt du denn fort?“

„In 'ner kleinen Stunde. Bist du fertig? Die Brüder wollen mich zur Bahn bringen. Nur Nello muß ich noch Abschied sagen. Wo steht denn die Kleine? Hab' sie heut noch gar nicht gesehen.“

„Die stichelt dir irgend ein Andenken zusammen, hat sich das natürlich für die letzten Minuten aufgespart. Geh' nur in den Garten, da wird sie schon zu finden sein.“

Er lachte. „Gib's wieder 'nen roten Tabaksbeutel? Ich hab' schon zwei von ihr, und der Koffer ist zu.“

Auch Juliane lächelte. „Von ihrer Lieblingsfarbe läßt Nello freilich nicht, aber mehr darf ich nicht verraten. Wirst es vielleicht in der Westentasche unterbringen können. Sieh nur zu, daß du's noch mitkriegst.“

Mit langen Schritten lief er hinaus in den frühlingss-frischen Garten, der mit dem schmutzigen zweistöckigen Haus dem Oberlehrer Doktor Evert zu eigen gehörte.

So bescheiden das beschränkte Wohnwesen war, gar nicht vergleichbar mit dem großen väterlichen Besitztum, Achims Blick umfaßte den kleinen Erdenfleck in zögernder Abschiedstrauer.

Diese Rabatten voll duftender Frühlingsblumen hatte er Jahr für Jahr mit den Evert'schen Kindern bepflanzt und gepflegt, und wie viele Freuden waren ihm dabei auf-

geblüht. Wie gut hatte sich's gelernt in dem Gärtnchen, von den ersten warmen Venzagen bis in den späten Herbst hinein. Immer war's schön hier, ob die Syringen und Rosen blühten, oder man unter fruchtschweren Obstäumen saß und ihren Segen begutachtete und darüber das Vernen eine Weile vergaß.

Die standen jetzt in Blüte, schneeweiß und rosenrot, fleischige Bienen schwirrten von Kelch zu Kelch. Das leise Surren und Singen der gaukelnden Blütenwärmer war das einzig vernehmbar Geräusch in dem kleinen Eden, das, jetzt merkwürdig still, sonst der Tummelplatz fröhlichster Lebensaufrerung war.

Nur die Sonne malte auf den gelben Sandwegen allerlei phantastische Lichtflecke und Schattensfrische mit hin und her huschendem Pinself, denn der lustige Frühlingwind, der in den noch spärlich belaubten Zweigen tanzte, spielte neckisch mit ihren Strahlenfingern.

Von Nello lag Achim einzuweisen nichts.

Sollte sie bei den Kaninchen sein, die im Schuppen, der die Gartengeräte beherbergte, ein zärtlich behütetes Dasein führten, ja ein so streng bewachtes, daß zum Beispiel den beiden angehenden Medizinem der Eintritt dort bei Leibesstrafen verboten war.

Aber nein, die Kleine hatte ja ihr ängstlich gewarhtes Eigentumsrecht an den geliebten Tieren feierlich den jüngeren Brüdern, dem Zwillingpaar, das erst in Quarta saß, abgetreten. Dieser großmütige Akt datierte seit Nellos Konfirmation, die kürzlich gewesen, denn — mit langen Kleidern ließ sich wirklich zu schlecht in den niederen Karnickelstall kriechen.

Indes, Nello war noch eine völlig unangegorene kleine Dame, weiterwändig wie der Frühlingwind; unmöglich war's daher nicht, daß sie trotz heroischer Entagung dennoch, so lang wie sie war, bei den geliebten Viechern hockte.

Allein, das fünfzehnjährige Fräulein saß nicht im Kaninchenstall, sondern auf einem Apfelbaum. Als Achim mit suchenden Augen an dem alten krausverästelten Gravensteiner vorbeis-aug, schauerte ein Blütenregen auf ihn nieder, den der heut

so faule Benzwind nicht verübt haben konnte. Nach dem Unstuhler auschauend, sah Achim dann auch hoch oben zwischen den rosa Blüten ein helles Kleid schimmern, als müßte ein riesiger Schneiterling, und zugleich rief ihm eine leise Stimme mit verstellter Dringlichkeit zu: „Hilf mir herunter, Achim. Welch ein Glück, daß du gerade vorbeigehst. Eben bin ich fertig geworden, nun laß ich dir doch Abschied sagen.“

„Vom Baum soll ich dich erst abnehmen, um dir die Hand geben zu können zum Abschied? Da hört sich alles an, Nello. Gehst du mir so weit aus dem Wege, ist dir's ja doch einerlei, ob ich nun fort muß oder nicht.“

Er drehte ihr wirklich gekränkt den Rücken. Das reizende Bild des niedlichen jungen Dingelchens im Rahmen der roten Blüten übte gar keinen Reiz auf ihn.

„Und dir ist's egal, ob ich den Hals breche oder nicht, du Grobschmied,“ scholl es ihm nach.

Er antwortete nicht. Langsam ging er dem Hause zu und wandte sich selbst nicht um, als er ein Brausen von Knaden von Zweigen hinter sich hörte.

Er bewachte, Nello tat sich nichts. Die Kletterer wie sie, Nello, und wie die Kagen fiel sie immer auf die Erde, und kriegte sie mal einen Knuff ab, dann hatte sie verdient.

Und da hing sie auch schon an seinem Arm, einen großen Nitz im neuen langen Kleid und das goldbraune Paar gewitzte zerzaust, eine wilde Hummel, aber keine junge du? „Hilf mir schon über die Fußspitzen hing.“

„Wirst du mir wohl Abschied sagen, böser Junge?“ „Nein, doch nicht eher kommen, als bis ich fertig war.“

In seiner Hand leuchtete ein mit bunten Seiden verwebtes, allerdings Nello's beherrschtes Rot dominiertes, gefädeltes Band, und er konnte es wirklich in der Westentasche unterbringen, denn es war ein Bierzipfel.

„Wirst ihn brauchen, ja? Heinrich hat mir Besuch gemacht, sagt damit, der kriegt aber keinen.“

So hatte sie sich also doch um ihn gekümmert. Mit ihrem



Verlustliste.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 87.

Reservist Eiserl verw.

Infanterie-Regiment Nr. 88.

Ref. Josef Arthen aus Mengerskirchen verw., Musk. Jakob Sed aus Mengerskirchen l. vw., Musk. Friedrich Bierle aus Essershausen l. vw., Musk. Ferdinand Seelbach aus Mengerskirchen schw., Musk. Alfred Wiffig aus Weilmünster l. vw.

Infanterie-Regiment Nr. 131.

Oberst. Zollfrank l. vw.

Pionier-Regiment Nr. 29, Posen.

Pionier Heinrich Fey, Weilmünster, schw.

Füsilier-Regiment Nr. 33, Gumbinnen.

Reservist Robert Karl, Oberndorferhütte schw.

Infanterie-Regiment Nr. 17, Mörchingen.

Musk. Wilhelm Weil, Kunkel, schw.

Infanterie-Regiment Nr. 97, Saarburg.

Lambour Wilhelm Ruhn, Blesbach l. vw.

Hier diese Zeitung



den „Weilburger Anzeiger“

(Kreisblatt für den Oberlahnkreis)

sollte jeder mit Beginn des neuen Quartals bestellen, der noch nicht Abonnent ist. Der „Weilburger Anzeiger“ ist reichhaltig und vielseitig in seinem Inhalt, prompt und zuverlässig in der Berichterstattung und erfreut sich infolge seiner hohen Auflage als wirksames Infektionsorgan großer Beliebtheit. Stets bestrebt, das Interesse der Leser zu fesseln, bringt der „Weilburger Anzeiger“ die wichtigsten Begebenheiten im Bilde.

Das im Grundbuche von Weilmünster Band XIV Blatt 413 auf den Namen der Ehefrau des Müllers Anton Plüsch, Margarete geb. Lippert, vormals verwitwet gewesene Wilhelm Schmidt zur Spigenmühle bei Rohnstadt eingetragene

Grundstück

und die im Grundbuche von Weilmünster Band XIV Blatt 414 auf den Namen der Ehefrau des Müllers Anton Plüsch, Margarete geb. Lippert, vormals verwitwete Wilhelm Schmidt zur Spigenmühle bei Rohnstadt und die Eigentums-erben ihres 1. Ehemanns, nach Nassauischem Lebzuchtsrecht eingetragenen

Grundstücke

sowie die im Grundbuche von Weilmünster Band XXII Blatt 652 auf den Namen des Müllers Anton Plüsch und dessen Ehefrau, Margarete geb. Lippert in Rohnstadt, als Miteigentümer kraft Errungenschaftsgemeinschaft eingetragenen

Grundstücke

und die im Grundbuche von Rohnstadt Band II Blatt 34 auf den Namen des Müllers Anton Plüsch, Ehefrau Margarete Philippine geb. Lippert, verwitwet gewesene Heinrich Wilhelm Schmidt zur Spigenmühle bei Rohnstadt und die Eigentums-erben ihres verstorbenen 1. Ehemanns, nach Nassauischem Lebzuchtsrecht eingetragenen

Grundstücke

(Wohnhaus mit Mahlmühle usw.)

werden am 22. Februar 1915, vormittags 10^{1/2} Uhr, durch das unterzeichnete Gericht im Gemeindezimmer zu Rohnstadt zwangsweise versteigert.

Weilburg, den 26. August 1914.

Königliches Amtsgericht. III.

la Hammelfleisch

empfiehlt

Mehlgerei Schwarz.

Grosse Rote Kreuz-Geldlotterie.

Die Ziehung findet am 30. September, 1., 2. und 3. Oktober d. J. unter Aufsicht von Königl. Notaren und Polizeibehörde in Berlin statt.

Die Gewinne werden ohne jeden Abzug in bar ausbezahlt.

Gewinnplan:

- 1 Hauptgew. Mk. 100000
- 1 Hauptgew. Mk. 50000
- 1 Hauptgew. Mk. 25000
- 2 Hauptgew. Mk. 15000
- 2 Hauptgew. Mk. 10000
- 5 Hauptgew. Mk. 5000
- 10 Hauptgew. Mk. 1000

15975 Gewinne von Mk. 500.— bis herab Mk. 15.—, Verkaufspreis eines Loses Mk. 3.50 inkl. Reichsstempel (für Porto und Listen 30 Pfg. extra.)

Die Gewinnlisten werden jedem Beteiligten sofort nach deren Erscheinen unaufgefordert franko zugeschickt. Die Lose werden versandt gegen vorherige Einsendung des Betrages mittels Postanweisung und ist auf dem Abschnitt der Anweisung genaue Adresse des Einzahlers erforderlich, auch kann Bestellung per Einschreibebrief unter Beifügung des Betrages in Banknoten und Briefmarken erfolgen.

Die Auszahlung der Gewinne beginnt sofort nach Erscheinen der Gewinnliste und muss innerhalb drei Monaten erfolgt sein.

Lotterie-Einnehmer
Adolph Mähl,
Hamburg 36.

Meiner verehrten Kundschaft von Weilburg und Umgebung zur gefälligen Kenntniss, dass ich die von meinem verstorbenen Manne betriebene

Küferei

vorläufig in unveränderter Weise weiter führe.

Hochachtungsvoll

Frau Friedrich Ernst Ww.

Man abonniert jederzeit auf das schönste und billigste Familien-Witzblatt

Meggendorfer-Blätter

München 99 Zeitschrift für Humor und Kunst
Dierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.—

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theaterstr. 41

Kein Besucher der Stadt München sollte es verkümmern, die in den Räumen der Redaktion, Theaterstr. 41 befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.

• Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei! •

Bestellungen auf Einbanddecken für Kriegserinnerungen und Verlustlisten

A. Cramer.

nimmt entgegen

Apollo-Theater

Limburgerstr. 6. Weilburg Limburgerstr. 6.

Hochmoderne Lichtspiele.

Angenehmer Familienaufenthalt. Unterhaltend u. belehrend.

Eintritt zu jeder Zeit.

Nur Sonntag, den 27. Septbr. 1914 von 3 Uhr nachm.

bis 11 Uhr abends.

Kriegsteilnehmer nachm. freien Eintritt.

Programm:

1. Aus dem Urthal. — Naturaufnahme.
2. Piefte und die Wünschelrute. — Humoreske.
3. Des Malers Bettelweib. — Wunderbares, soziales Drama.
4. Tunnischfang. — Hochinteressante Aufnahme.
5. Die böse Zunge. — Komödie.

Zollstation XII.

Hochaktuelles, erstklassiges Spionage-Drama.

Eines der besten Bilder, die je gezeigt wurden.

••• Drei Akte. •••

Zu zahlreichem Besuch ladet ergebenst ein

Die Direktion.

A. Weigand.

••• Änderungen im Programm vorbehalten. •••

Ansichts-Postkarten

— in großer Auswahl —

empfiehlt

A. Cramer.



Die wegen ihrer Zuverlässigkeit beliebten

Laternen

„Panzer-Sturmtrotz“

sind wieder zu haben.

E. Lehr, Spenglermeister
Weilburg.

Jedes freie Stück Land sollte jetzt bepflanzt werden

mit Winter-Salat, Winter-Kraut und Winter-Wirfing.

Kräftige Pflanzen zu haben in der

Gärtnerei Jacobs.

Tüchtiges

Mädchen

für 3 Monate zur Aushilfe, vom 1. Oktober ab gesucht

John, Frankfurterstraße 21.

„Schloß-Hof“ empfiehlt

Kulmbacher Pilsbier Vielfach prämiert. Herzlich empfohlen. Stets frisch im Anblick u. in Flaschen. Wo noch nicht eingeführt, werden Vertreter gesucht.

Näheres durch: Pilsbier-Filiale Wiesbaden, Taunusstraße 22.

Tafelbirnen

abzugeben. Erlendbach, Odersbacherweg 14.

Hausmädchen

welches schon in besserem Hause gedient hat und im Bügel-, Servieren und aller Zimmerarbeit erfahren ist, zum 1. d. 15. Oktober gesucht. Frau Landrat Sartorius, Reglar.

Monatsmädchen

gesucht. Mäh. Exped.

Gute Geister

Ein
Sonntagsblatt
für das
deutsche Volk

Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Hauptliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Exposition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

27. Jahrg.

Schulfrei!

Sieg! Mit hellen Jubellönen
schallt es rings in Stadt und Land,
erregt seinen Heldensohnen
zu das Vaterland.
Wo ist der Feind geschlagen!
Wo steht die Sache gut!
Wo Mund zu Mund hört man es sagen
da lebt sich aller Mut.
Die Klenden künden von den Türmen:
"Geworfen ist der Feind,
gegen seine Feste türmen
deutsch Stämme tren vereint!"
Und die Jugend soll verspüren
groß der Sieg gewesen sei,
nicht es zu Gemüt zu führen
einen Schultag man ihr frei!
Da brach da ein heller Jubel
aus tausend Kinderherzen auf
unter ungeheurem Trubel
stürmte man heim in schnellem Lauf.
Mit Wut in den Fisten schwenkend
laut begeistert man den Krieg,
im innern Herzen denkend:
"Jahr lang jeden Tag solch Sieg!"
In unserer Jugend stehen
wirklich noch sehr viel,
die zur rechten Zeit zu wecken
den deutschen Mannes Ziel;
gegen uns zu streiten,
nicht noch so viele sein,
nicht dann fest zu allen Zeiten
am Pregel und am Rhein!

Julius Bernau.



Schulfrei nach Verkündung der großen Siege unserer Truppen vom westlichen Kriegsschauplatz.

Das Auge des Herrn.

Roman von Hans A. Osman.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Jan, mein einziger Jan,“ flüsterte Annemarie ihm unter Liebkosungen ins Ohr, „Ganned, sprich noch heute mit meinem Vater — hörst Du, noch heute. Wir müssen heiraten, bald! Hörst Du! Worauf warten wir noch — jeden Tag kannst Du noch Kommiss, was willst Du noch länger auf dem jämmerlichen Malchentin bleiben? Jan, hörst Du mich?“ — „Was hat denn mein kleiner Liebling heute?“

Koczierowski streichelte die glänzend schwarzen Haare des Mädchens. „So sei doch ruhig, Schatz, in den nächsten Wochen gehe ich von Malchentin fort und dann wird alles in Ordnung gebracht.“

„Gehst Du sicher?“ Der Blick des Mädchens bohrte sich mit leidenschaftlicher Frage in seine Augen.

„Du, Jan, wenn Du mich je betrügen würdest! Du weißt doch, daß Dein Malchentiner Vorgänger, der Sinske, wieder völlig hergestellt ist. Er war neulich hier beim Vater. Er hatte Neuhof besichtigt, daß er eventuell kaufen will, um, wie er sagt, wenigstens etwas vom früheren Malchentiner Besitz in den Händen zu haben. Der ist natürlich auf Dich schlecht zu sprechen. Und deshalb habe ich ihm auch nicht geglaubt, was er sagte. Aber wenn es wahr wäre, Jan, wenn es wahr wäre —“

„Was in aller Welt soll denn wahr sein?“ Koczierowski war etwas bleich geworden, als er die Frage hervorrief. — Er kannte Janina Woitek seit seiner Schlarentiner Zeit, und er wußte, daß das leidenschaftliche junge Mädchen zu allem fähig sein würde, wenn sich ihm irgend etwas in den Weg stellte. „Nun, was soll



Abmarsch feldmarschalllicher Krankenträger der freiwilligen Sanitätskolonne.



Lebensmittelversorgung von Berlin auf dem Wasserwege: Dampfer mit einer Ladung von Kohlköpfen.



Ausbildung Berliner Kriegsfreiwilliger.

wahr sein, dummer Liebling?“ fragte er noch einmal mit einem etwas gezwungenen Lächeln.

„Daß Du mit der jungen Malchowitz angebandelt hast, sollst.“ —

„Angebandelt — ich mit der jungen Malchowitz? Wer sagt das?“

„Nun, eben Sinske — Sinske behauptet, die Späßen in Gößow pflügen es bereits von den Dächern. Er meint, Du seist ein schlauer Junge, der sich da ins ruppige, aber doch warme Nest setzen wollte.“

„Der Kerl soll mir hüben — Jan von Koczierowski war innerlich von Herzen froh, daß er seiner Verlegenheit in Wutausbrüchen gegen Sinske Luft machen konnte. So gelang es ihm, Janina Argwohn zu erlösen.“

Als er noch Hause war, war seine Stimmung bei weitem nicht so rosig, als sie es vorher gewesen war. Finster grübelte er noch einem Auswege aus der peinlichen Situation, in der er sich befand. In vierzehn Tagen sollte seine Verlobung veröffentlicht werden. Warum war Janina nicht die Erbin von Malchentin, anstatt daß sie die Tochter eines einfachen Försters war, der durch die Gnade seines Brotherrn den Titel „Oberförster“ führte?

10.

Als Koczierowski zwei Tage später im alten Studierwagen des Barons vor dem Stebenhagener Hause vorfuhr, fand er schon die ganze Jagdgesellschaft versammelt. Der einzige der Gäste, der ihm noch fremd war, war ein vornehmer großer Herr, dem man den Offizier sofort ansah. Koczierowski war einigermaßen verwundert, als der Konsul Freiland ihm den Fremden als den Malchowitz vorstellte.

„Sind Sie denn mit den Malchentiner Malchowitzens verwandt?“

„Ich habe immer gedacht, der alte Baron wäre
seinem Namen. Ich erinnere mich nicht, jemals etwas
anderes Malchwigens gehört zu haben.“

„Wir stammen natürlich aus Malchentin, aber es ist schon
lange her, daß wir mit dem Stammbaume in Verbindung ge-
kommen haben. Mitte vorigen Jahrhunderts hat es irgend-
jemanden Familienstreit gegeben, durch den meine Linie
von der älteren Malchentiner Linie auseinander gekommen ist.
Mein Vater und der damalige Malchentiner haben sich wegen
einer Erbschaftsfrage ent-
zweit. Aber ich glaube, es ist
an der Zeit, daß das
— endlich begraben
— außer dem „alten
Baron“, wie Sie ihn nennen,
noch existiert. Den Ulan,
den ich vor Jahren so plötzlich
kennen gelernt. Soviel
weiß ich, hat er eine Tochter
hinterlassen.“

„Gräulein Annemarie — sie
kommt bei ihrem Großvater
in Malchentin.“ — Roczierowski
antwortete ziemlich trocken und
schloß. Dieser plötzlich auf-
stehende Better Annemaries
hatte ihm etwas unerwartet,
er konnte sich ihm gegen-
über nicht erwehren. Herr von
Malchwig hatte in seinen Wesen
etwas Sicheres, Bestimmtes,
ein Mensch, der in absolut
festen Verhältnissen
aufgewachsen ist. Roczierowski
hatte solchen Leuten gegenüber
eine Art Neid und wurde
ihnen gegenüber insofern
schwieriger.

Er war deshalb froh, als es zur Jagd ging.
„Lappen“ lassen — „etwas früh“, wie er sich
seinen Gästen gegenüber entschuldigte, aber er wollte den
Winter in Ägypten zubringen und vorher wenigstens noch
was von seiner Jagd haben.
„Außerdem“, wandte er sich zu Roczierowski, „wird Herr
Malchwig jedenfalls in nächster Zeit Ihr Nachbar. Er
kann mir mein Steinhagen abkaufen. Ich kann mich doch
genügend um den Besitz kümmern, und ihn bloß so als
Vorsicht zu halten, das wird mir auf die Dauer doch zu
schwierig.“

„Ist er denn so vermögend?“
„Er muß wohl. Seine Mutter war eine Hamburger Pa-
trientochter. Wenn ich nicht irre, eine Ohlendorf, und Sie
kennen die Hamburger sind wir Stettiner doch nur arm-
tümliche Schluher. Er scheint übrigens etwas vom Abenteuerer
zu sein.“

„Er hat sein Ver-
mögen hat er
schon bei der
Zuletzthut
den Feldzug in
Südwest
mitge-
macht, da scheint
ihnen leichten
weggeholt
zu haben, und will
nun dauernd
in Deutsch-
land niederlassen.“

„Wie ist er da
gerade auf
Steinhagen ver-
fallen?“

„Nun, das liegt
ganz nahe.
Steinhagen ist ein alter Malchwiger
— der Großvater von dem jetzigen Malchentiner
— hat es noch gehabt, und ich finde es nur verständlich, wenn die
alten Familien danach trachten, ihre alten Güter wieder in die
Hand zu bekommen. Nebrigens glaube ich, daß er gerne auch
Malchentin erwerben würde.“

Man war eben an den ersten Lappen angelangt, und der
Jagdherr mußte seine Aufmerksamkeit seinen Pflichten als
Gastgeber zuwenden, sonst wäre ihm wohl das spöttische Lachen
Roczierowskis aufgefallen, das seine letzte Bemerkung hervor-
gerufen hatte. „So, so, mein Herr, also der reichgewordene
Broß möchte sich gerne das alte Familiengut zurückverlangen
— nun, da dürften Sie sich wohl etwas verrechnet haben.“
Sie kommen ein halbes Jahr zu spät — abgesehen davon, daß
Sie kaum eine allzu freundliche Aufnahme in Malchentin finden
dürften.“ — Zufällig erhielten
Roczierowski und Baron Malch-
wig benachbarte Stände. Der
Pole hatte so Muße, den Mann
zu beobachten, als sie neben-
einander auf ihre Plätze gingen.
Selbst der Neid mußte einge-
stehen, daß der „Broß“, wie er
ihn innerlich nannte, eine höchst
einnehmende Erscheinung war.
Hochgewachsen und dabei doch
schlank, mit schmalen Hüften,
stand er über sechs Fuß in
seinen Schuhen; sein rassistes
Gesicht, das an die Züge des
alten Barons erinnerte, war
von der Sonne gebräunt und
hatte einen wagemutigen, ener-
gischen Ausdruck. Das An-
sprechendste an dem Gesichte
aber waren die stahlblauen
Augen, die in einem merkwür-
digen Kontrast zu der dunklen
Hautfarbe standen. Diese Augen
sahen meist mit einem gut-
mütig-spöttischen Blick in die
Welt, aber sie bekamen einen
warmen Glanz, wenn ihr Besitzer
sich für etwas interessierte.



Landwehrleute senden ihre Zivilkleider im Pappkarton nach Hause.

Das empfand Roczierowski,
als Herr von Malchwig mit
ihm zusammen zu den Ständen schlenderte und noch einmal
das Gespräch auf die Malchentiner brachte.

„Das arme Mädchen“, meinte er, „es muß kein leichtes
Leben sein, da in dem einsamen Hause ganz allein mit dem
alten, verbitterten Manne. Mein seliger Vater erzählte mir,
daß er einen schweren, hartnäckigen Kampf mit dem Großonkel
gehabt hat. Es handelte sich um eine Testamentsklausel, nach
der Malchentin, solange es Malchwig gäbe, nicht aus der Fa-
milie fallen sollte. Obgleich damals gar keine Veranlassung
dazu für ihn bestand, diese Bestimmung abzulösen, hatte sich
der alte Bedig Malchwig doch in den Kopf gesetzt, seine Linie
ganz auszuschließen. Er hatte sich mit seinem Bruder, meinem
Großvater, wegen irgendeiner längst vergessenen Sache über-
worfen und übertrug nun diesen Groll auch auf den Sohn.“

Mein Vater war damals noch ein ganz junger Mensch und
konnte sich wohl des Prozesses, der schließlich entstand, nicht so
annehmen. Es ist
dann zu einer Art
von Vergleich ge-
kommen, der für
uns wohl befür-
recht günstig war.
Der Malchentiner
mußte meinen
Vater noch einmal
auszahlen, das ein-
zige, was er er-
reichte, war, daß
von unserer Seite
in die Streichung
der Erbklausele ein-
gewilligt wurde.
Es lag damals
eben kein Grund
dafür vor, weil
die Malchentiner



Frauen und Kinder als Helfer bei der Ernte.

Nachfolge durch Jürgen Malchwig gesichert war. Heute —
aber hier ist mein Stand, also Weidmannsheil, Herr von
Roczierowski.“

Damit ging Walte seinem Stande zu.

(Fortsetzung folgt.)

— ♦ Eine Nottrauung vor 100 Jahren. ♦ —

Von Margarete Weinberg.

(Nachdruck verboten.)

In den bewegten Mobilmachungstagen des August haben Hunderte von Männern und Frauen den Bund fürs Leben geschlossen, um unmittelbar darauf — vielleicht auf ewig — Abschied voneinander zu nehmen. Vom Kaisersohn bis zum geringsten Arbeiter, von der Prinzessin bis zum einfachen Mädchen aus dem Volke waren sie alle von dem gleichen Wunsche befeelt, sich mit ihrem Verlobten durch das Gelübde der Treue unlösbar zu verbinden, ehe der Ruf zum Kampf fürs Vaterland sie gewaltsam trennte. Wer wollte es ihnen verdenken?

Immer empfindet der Mensch angesichts des Krieges deutlicher als in den sicheren Friedenszeiten, daß es keine Gewißheit für den morgenden Tag gibt und nur das rasch enteilende Heute uns gehört.

Auch vor hundert Jahren war das so . . . „Es liegt ein furchtbarer naher Krieg vor uns, eine chaotisch dunkle Zeit, und mehr als je hat der arme Mensch nur den flüchtigen entscheidenden Augenblick der Gegenwart“, so schrieb Wilhelm von Humboldts Gemahlin Caroline im April 1815 an ihren Gatten, der als Teilhaber am Wiener Kongreß fern von den Seinen weilte, als Napoleons Landung in Frankreich noch einmal ganz Europa unter die Waffen rief. Humboldts noch nicht fünfzehnjährige Tochter Adelsheid hatte sich in diesen stürmischen Tagen mit August von Hedemann, dem Adjutanten des Prinzen Wilhelm, verlobt. Vier Jahre hatte sie den Freund aus Kindertagen, der ihr durch regelmäßige Korrespondenz vertraut geblieben war, nicht gesehen. Nur wenige Tage weilte Hedemann nach dem Wiedersehen mit den Humboldts in deren Hause und Familienkreise, dann erhielt er in rascher Werbung Adelsheids Jawort und die Zustimmung des abwesenden Vaters. Inzwischen reiste angesichts des bevorstehenden Feldzuges in der Mutter der Braut der Entschluß, die Vermählung des Paares so rasch wie möglich zu bewerkstelligen, und sie erbat in dem oben erwähnten Briefe die Einwilligung ihres Gatten. Mit beredten Worten suchte die edle Frau ihn für den Plan zu gewinnen, den ihr verständnisvolle Mutterliebe eingegeben hatte. „Diese Weiden“, so schrieb sie, „haben sich gefunden, gestatte, daß sie jenen seligen Augenblick festhalten, ehe der Drang dieser gewaltigen Zeit ihn mit sich fortreißt. Wohl gehören sie sich an, auch unermählt, und du weißt wohl, daß ich's nicht bin, die ihre Treue binden will. Aber den Mut, die Freudigkeit des Lebens und des Todes laß uns ihnen retten, wenn menschliche Kräfte es vermögen, aus solcher sturmbelegten Zeit . . . Die Lage bleibt dieselbe, er geht dem Rufe seiner ersten Pflichten entgegen, sie bleibt an meinem Herzen. Aber sie trägt seinen geliebten Namen, und sollte er ver-

wundet werden, so kann ich sie ihm bringen, sie ihm sogar unter sicherer Geleitung schicken, wenn es mir unmöglich wäre, sie ihm zu bringen. Geböte Gott über sein teures Leben, so fände im ungeheuersten Schmerz sie doch noch einen Moment der Seligkeit in der Erinnerung . . .“

Die Möglichkeit der Heirat war gegeben. Schleiermacher sollte die junge Braut zunächst einsegnen und die nötige Dispensation des Aufgebotes durchsehen, alsdann fehlte nur der königliche Konsekrations- und Humboldts Zustimmung, die dieser nicht verweigerte. So wurde am 24. April die Trauung vollzogen, wenige Tage bevor die Braut ihr fünfzehntes Lebensjahr vollendet hatte. Noch am Abend des Hochzeitstages berichtete Caroline ihrem abwesenden Gatten über die Einzelheiten der Feier, sowie über die zwei Tage zuvor stattgefundenen Einsegnung der Braut; mit begeisterten Worten sprach sie sich über die Rede Schleiermachers aus, mit mütterlichem Stolz über die Lieblichkeit der Tochter.

Schon nach wenigen Tagen schlug dem jungen Paar die Abschiedsstunde, da Hedemann seinen Prinzen ins Hauptquartier nach Paris zu begleiten hatte. Reizend sind die Briefe, in denen ihm seine dreizehnjährige Schwägerin Gabriele, die spätere Frau von Bülow, über ihr Zusammenleben mit seiner Frau berichtet. Die Frau Majorin, unter deren Schutz sie zuweilen in Tegel bleiben durfte, wird wegen ihrer fleißigen Korrespondenz mit dem fernen Gatten aufgezogen; Rauch, der Freund des Humboldtschen Hauses, pflegt zu sagen, sie stehe wieder im Tintenfaß. Daß Adelsheid von den Leuten vollkommen als Hausfrau respektiert werde, daß sie gewaschen sei, daß sie ihr Schicksal mit Geduld und Selbstüberwindung ertrage, alles teilt die treue Schwester dem fernen Schwager mit.

Sehnächtig erwarteten die beiden jungen Wesen das Ende des Feldzuges, das der einen die Wiedervereinigung mit dem Gatten, beiden das Wiedersehen mit dem geliebten Vater bringen sollte. Endlich im Oktober kehrte Hedemann nach Berlin zurück und begab sich mit seiner Frau in ein eigenes Quartier. In einundvierzigjähriger glücklicher Ehe blieben die beiden miteinander verbunden, bis Adelsheid im Jahre 1856 erfolgter Tod sie trennte.

Möge auch denen, die jetzt in gleich stürmischer Zeit den Bund fürs Leben geschlossen haben und mit gleichem Vangem dem Wahngange des Krieges entgegensehen, eine frohe Wiedervereinigung mit ihren Lieben und ein langes Zusammenleben beschieden sein! Das ist der Wunsch, den solche Erinnerung uns heute einging.

— ♦ Am Ziel. ♦ —

Von Margarete Voie.

(Nachdruck verboten.)

Der Boden der kleinen Jolle schrammte auf dem Meeresgrund. Vorsichtig stieg daraus ein Mann über Bord, prüfte sorgsam, ob das Wasser über den Rand seiner hohen Stiefel reichen würde, und da dies nicht der Fall war, stieg er vollends aus dem Boote, hob ein Bündel heraus und begann langsam dem Lande zuzuwaten. Durch das verminderte Gewicht wurde die Jolle wieder flott, und ein paar Ruderschläge trieben sie bald ab.

Der Junge, der im Boot zurückgeblieben war, rief dem Wattengänger noch einen kurzen Abschiedsgruß nach, doch der antwortete nicht mehr. Mit langen, schweren Schritten stieg er durch das leise gurgelnde Wasser. Bald konnte er leichter ausstreiten, und nach wenigen Minuten knirschte der trockene Sand unter seinen Tritten. Unwillkürlich sah er sich nun noch einmal nach dem Boote um, doch vergebens. Der Nebel, der sich während der letzten Stunden immer mehr zusammengezogen hatte, war nun so dicht geworden, daß der Mann weder die Jolle, noch die Lichter des Fährschiffs mehr erblicken konnte.

Wieder wandte er sich dem Lande zu. Wenn der Nebel nicht wäre, würde er im Mondschein die niederen Vordünen erkennen können, doch die dunklen Wolken, die ihn umwogten, hinderten jeden Ausblick. Ihn schien das wenig zu kümmern; mit rascher Bewegung warf er sein Bündel auf die Schulter und schritt aus wie einer, der seinen Weg so genau kennt, daß er ihn im Notfall auch mit geschlossenen Augen gehen könnte. Die kaum mittelgroße schlanke Gestalt des Wandernden, die dunkle Gesichtsfarbe und vor allem die schwarzen, breiten, über die Nase zusammengewachsenen Augenbrauen schienen auf Landfremdheit zu deuten, und doch war diese Insel, auf welcher hochgewachsene Menschen mit hellen Gesichtern und blondem Haar wohnten, auch dieses Mannes Heimat.

Als junges Ding war seine Mutter von dort ausgegangen, um dem Manne zu folgen, der ihre Liebe gewann. Er war ein Italiener, der mit den fremden Arbeitern ins Land kam. Als die Schutz-

wieder fort und nahm die junge blonde Antje als sein Weib mit gegen den Willen ihrer Eltern und Geschwister, entgegen jeder landesüblichen Sitte. Unter südlichem Himmel wurde ihnen ein Sohn geboren, dem sie nach dem Vater Giuseppe taufte. — Dann eines Nachts, zog der Vater davon, ohne Abschied zu nehmen, und ließ Frau und Kind allein und arm im fremden Lande.

Nach langem, kummervollem Warten und Forschen kehrte Antje endlich in die Heimat zurück, wo sie als Frau des landfremden Mannes mit Spott und Verachtung empfangen wurde. Zwei Jahre lebte sie mit ihrem Kinde im Armenhaus, bis die sichere Vermutung, daß ihr Mann bei einem Tunnelbau in der Schweiz verunglückt sei. Nach kurzer Frist verheiratete sie sich zum zweitenmal, und diesmal fand ihre Wahl den Beifall der ganzen Sippe, fiel sie doch auf ihren Vetter Ichno, der ihr von Anfang an bestimmt gewesen.

Der kleine Giuseppe, der nun nach dem Willen des Stiefvaters Joseph gerufen wurde, freute sich zuerst dieser Veränderung, doch nicht für lange. Er spürte bald, daß Ichno ein roher Mensch war, der die Mutter schlecht behandelte. Als der Stiefvater zum erstenmal spät abends aus dem Wirthaus kam und in trunkenen Laune die Mutter schlagen wollte, sprang ihm der Kleine wie eine Rakete auf den Rücken und biß sich in seiner Schulter fest, daß der starke Mann vor Schmerz aufschrie. Da kam Joseph zur alten Weibliche in Kost und damit ins Armenhaus zurück.

Vom Armenhause aus ging er auch zur Schule, wo die Kinder ihn um seiner anderen Art und um seines Namens willen verspotteten. „Seff! — Seff! — Seff!“ schrien sie ihm nach und versuchten, seinen italienischen Vatersnamen auszusprechen, was ihnen niemals gelang und Anlaß zu weiteren Neckereien gab. Wenn dann sein heißes Blut aufwollte und er mit drohend geballten Fäusten den Spöttern zu Leibe ging, standen sie alle gegen einen und verfluchten ihn beim Lehrer. Die Mädchen aber liefen scheu vor ihm davon;



Von der österr.-ungar. Mobilmachung: Abschied. Nach dem Gemälde von Leopold Burger.
Das Original befindet sich im Besitze der Kunsthandlung J. Köwy, Wien.

sie fürchteten sich vor den dunklen Augen, die so leidenschaftlich wild aufflammten konnten.

Schwer atmend blieb der Mann stehen; seine Erinnerungen hatten ihn immer dichter eingehüllt zugleich mit dem Nebel, dessen feuchter Meeresdunst längst vergessenen Geschichten neues Leben einhauchte. So sehr hatte er sich einspinnen lassen, daß er den altbekannten Weg ins Dorf wohl verfehlt hatte, denn wieder spürte er unter seinen Füßen den vom Wasser weich aufgetriebenen Boden, der sich nur an der Klurkante findet. War er etwa am Kalsamer, dem Ostende der Insel angelangt? Wie lange wanderte er denn schon? Unwillkürlich griff er in die Tasche und ließ die alte Repetieruhr anschlagen. Halb elf — nein, in einer knappen Stunde konnte er nicht die ganze Länge der Insel abgesehen haben. Er hatte sich wohl nur im Kreise gedreht und war nun am Ausgangspunkte wieder angelangt. Ein Streichholz, das er anreißten wollte, um den Kompaß zu fragen, versagte in der feuchten Luft. Achselzuckend warf er die Schachtel fort, wandte sich und nahm den Weg wieder auf.

Er wollte jetzt besser aufpassen, doch der Schrei einiger Roggengänse lenkte seine Aufmerksamkeit bald wieder ab. Gespannt horchte er in den Nebel hinein und lauschte den nächtlichen Stimmen der Heimat. Ueber dem Wasser klangen die Laute ziehender Vögel — das Pfeifen der wilden Enten, das Schnarren und Schnalzen der verschiedenen Drosselarten, die scheuen Locktöne der Lerchen und das melancholische Rufen der Strandläufer. Ihr Klagendes „Tüüt — tüüt“ weckte von neuem die schlafenden Erinnerungen. Das Bild seiner kleinen Halbchwester stand hell vor seiner Seele. So mußte seine Mutter als Kind ausgesehen haben, so blond und zart, und auch im Wesen war „Lütt Tütje“, wie er sie um ihres sanften, leisen Stimmchens willen nannte, der Mutter ähnlich — so weich und scheu, so schüchtern und haltlos und doch mit einer wunderbar treibenden Sehnsucht nach allem Neuen und Unbekannten. Sie ließ sich von Joseph auf Händen tragen, ließ sich Muscheln und Vögeleier von ihm schenken, aber niemals wollte sie wahrhaben, daß er ihr Bruder sei, und die furchtbaren Blicke der Mutter, wenn sie die die beiden je beieinander fand, gab seinen Beteuerungen auch keinen Rückhalt.

So wuchs er einsam auf trotz Mutter und Schwester. Sie hätten ihn, den Jungen aus dem Armenhaus, gern gemieden und verleugnet, wenn nicht das ganze Dorf um ihre Zusammengehörigkeit gewußt hätte. Und doch ließen sie sich seine Liebe gefallen, die um so heißer und schwärmerischer wurde, je öfter sie zurückgewiesen, je mehr sie verachtet wurde.

Vielleicht infolge dieses Zwiespaltes steigerte sich seine wilde Leidenschaftlichkeit mit den Jahren, anstatt sich zu vermindern. Er brauste auf, wo die andern jungen Burschen kühl und nüchtern blieben, und das nutzten sie aus. So war es kein Wunder, daß er derjenige blieb, an dem alle ihr Mütchen kühlt, auf dem sie alle herumhockten. Nur seine alte Pflegemutter hielt zu ihm; ein ähnliches Schicksal band sie aneinander. Ein Teil der Dorfbewohner verachtete sie als Heze, während die andern sie aus dem gleichen Grunde fürchteten. So stand sie gleich ihm allein, und das gab ihr Verständnis für seine Leiden. Als sie im Sterben lag, gab sie ihm den Rat, fortzugehen, weit fort in fremde Länder, und erst dann in die Heimat zurückzukehren, wenn er ein ganzer Mann geworden sei — „een Düwelskiel“, wie sie ihm mit letzter Kraft heiser zuraunte.

Der einsame Wanderer lachte hart auf. Ja, er war ein Mann geworden — ein gemachter Mann. Stolz rechte er sein Bündel gegen das schlafende Land; es enthielt die Beweise dessen, was er sich errungen. Jetzt hielt er die Macht in Händen, die sie alle anerkennen; nun würde die hochmütige Sippe seiner Mutter sich um seine Gunst bemühen; nun sollten sie ihn vergessen machen, was er in seiner Kindheit von ihnen gelitten. Seine Stunde war gekommen.

In aufstimmender Erregung schritt er schneller vorwärts, als könnte er den Augenblick seines stolzen Sieges nicht erwarten. Doch plötzlich trat er wieder in feuchten Sand, und nach wenigen Schritten spritzte das Wasser unter seinen Füßen auf.

Verwirrt hielt er inne; was hieß das nur? Nach wie vor umgaben ihn die schweren Nebelwolken. Der Mond mußte hinter ihnen klar am Himmel stehen, denn die schwarze Dunkelheit hatte sich in lichtgraue Dämmerung gewandelt, aber diese konnte er ebenso wenig mit den Blicken durchdringen. Die Vogelstimmen klangen höher und ferner, statt dessen vernahm sein scharfes Ohr jetzt einen Laut, ein kaum wahrnehmbares Glucksen und Knistern, das ihm das Steigen der Flut verriet. Er hörte, wie sich die Sandkörner hoben und aneinanderrieben und wußte, daß dort, wo er soeben noch trockenen Fußes gegangen war, sich nun in den Spuren seiner Schritte die Feuchtigkeit sammelte, die durch den lockeren Boden aufstieg. Vergierig sog er den wohlbekannten Salzgeruch ein — fünfzehn lange Jahre hatte er ihn nicht geatmet, Jahre bitterer Not und harten Kampfes und endlich, endlich Jahre, die ihm Erfolg und Sieg brachten.

Ein schwacher Hauch ging über das Wasser, und leise Bewegung kam in die Nebelmassen. Die Weichheit des Windes zeigte, daß er aus Westen kam, und nun meinte er auch zu wissen, wo er sich befand. Spöttisch schüttelte er den Kopf über die eigene Verwirrung, wandte sich, und ging denselben Weg zurück, den er gekommen. Er mußte wirklich etwas unklar im Kopfe sein — und er strich mit der Hand über die heiße Stirn. Die paar Glas Grog — lächerlich! Aber er war das Trinken eben nicht mehr gewöhnt, denn zu dem Kampfleben, das er solange führte, hatte er es sich abgewöhnen müssen. Um so stärker wirkte nun jedes Glas.

Als er heute abend am Fährhaus ankam, voller Ungeduld hinauszufohren, hatte ihn der Kapitän ausgelacht: er führe nur bei steigender Flut, damit er an der neuen Landungsbrücke anlegen könnte; vier Stunden müßten sie noch warten. Dann waren sie ins Erzählen gekommen, und der Kapitän hatte berichtet, daß Lütt Tütje den Martin Dreves heiraten sollte, den rohen Kerl, und daß die Mutter zu scheu und verängstigt wäre, um ihr Kind davor zu behüten. Als der Heimlehrende das hörte, kochte das heiße Blut in seinen Adern siedend auf. Er kannte Dreves und wußte, was seiner kleinen Schwester bevorstand, wenn sie ihr Leben in seine Hand gab. Der Mann würde sie mißhandeln, wie der Stiefvater seine Mutter — wie die meisten Männer im Dorfe ihre Frauen mißhandelten.

In dem Maße, wie der Junge im Armenhause herangewachsen war, wurde in ihm ein immer stärkerer Haß gegen diese rohen gewalttätigen Männer lebendig, und nie hatte er Lütt Tütje angesehen, ohne den heißen Wunsch, ihr später ein anderes Los bereiten zu können. Da seine Liebe zu Mutter und Schwester sich niemals in unbefangener Bärtlichkeit auflösen konnte, blieb sie immer Sehnsucht und Verehrung. Er sah zu ihnen empor, wie der Italiener zu seinen Schutzheiligen; vor allem Schlechten hatte ihm sein Wille befohlen, sich um ihretwillen rein und gut zu erhalten. Und die Hoffnung, zu schaffen, was sie seiner Meinung nach ersahnten, hatte ihm den Kampf leicht gemacht und die Not erträglich.

Und nun sollte er im letzten Augenblick zu spät kommen? Er bedachte nicht, daß ein paar Stunden früher oder später keinen Unterschied machen würden — er fühlte nur das eine: daß er sofort hinausfahren mußte, sofort, ohne Bögen. Doch wie konnte er das bewerkstelligen? Daß er den Kapitän nicht durch Bitten zum Fahren bewegen konnte, wußte er, ohne es zu versuchen; nur zu gut kannte er diese hochmütigen steinernen Leute seiner Heimat. Ihnen gegenüber gab es nur ein Mittel, und ohne Bedenken griff er danach. Er spielte den Freigeigen, holte Num aus dem Fährhause und lud Kapitän und Schiffsjungen ein, mit ihm auf fröhliche Heimkehr anzustoßen. Er selbst hütete sich wohl, zuviel zu trinken und wartete mit zehrender Ungeduld, daß der Rausch die beiden übermannte. Es dauerte auch nicht lange, bis sie die Köpfe auf den Tisch sinken ließen; bald schliefen sie fest. Da schloß er sie in der Kapsite ein, löste die Taue und hißte das Segel.

Schon bei der Abfahrt war das Wetter unsichtig geworden; die Kreuzhale hatte er nicht mit voller Sicherheit mehr erkennen können. Aber daß er im rechten Fahrwasser war, spürte er schon an der Strömung, und herrlich war die stille Fahrt der Heimat entgegen gewesen. Alle Bitterkeit der langen Jahre in der Fremde löschte diese Nachtfahrt aus.

Als das Fährboot auf Grund stieß, hatte er es veranlaßt und den Jungen wachgerüttelt, damit er ihn mit der Felle an Land setzte. So war es gewesen; er entann sich aller Einzelheiten so deutlich — nein, er war nicht betrunken! Doch wieder stockte sein Fuß, und betroffen blühte er sich, um mit der Hand den Sand zu betasten — kein Zweifel, er stand wieder am Rande der Flut.

Gedankenlos zerrieb er den feuchten Sand zwischen den Fingern und suchte sich klar zu werden, ob er vielleicht hinter eine Biele geraten sei. In fünfzehn Jahren konnte sich der Strand stärker verändert haben. Doch nun fühlte er, daß der Wind stärker wurde, und erleichtert atmte er auf. Wenn die Nebel auseinandergetrieben wurden, mußte er im Mondschein die Dünen erkennen können. Vollmond und Westwind, das würde eine hohe Flut geben; es war besser, wenn er nun den richtigen Weg einschlug. Er trat ein paar Schritte zurück und wartete ungeduldig, denn das Rieseln und Knistern um ihn her nahm mit jedem Augenblick zu. Langsam nur schoben sich die Wolken auseinander; der Mond zeichnete sich schon als heller Fleck ab, doch die Dünen waren immer noch nicht zu entdecken.

Die Flut stieg schnell; wiederum mußte er einige Schritte zurücktreten, und als er sich dabei umwandte, öffneten sich seine Augen weit vor Verwunderung. Dort hinter ihm, im Westen, erblickte er die Dünen, die er im Osten suchte. War er wirklich am Kalsamer angelangt? War das eine Spiegelung? Oder war er doch betrunken? Wie gebannt starrte er hinüber, wo die letzten Nebelschwaden im Winde zerflatterten. Klar und immer klarer zeichneten dort sich dort die hellen Sanddünen gegen den Nachthimmel ab. Nun konnte er schon mit bloßem Auge die langen

Reihen der Strandhaferpflanzungen erkennen; dann tauchte ein dunkles Gerüst darüber auf: das Seezeichen am Kalfamer.

Kopfschüttelnd ging er darauf zu; noch begriff er nicht, wie er vom äußersten Westen der Insel nach dem Ostende gekommen war, doch es war ihm lieb, nun den Weg deutlich vor sich zu sehen. Da erblickte er in einiger Entfernung mehrere wunderliche Gebilde in regelmäßigen Abständen aufgereiht. Wie Wesen sahen sie aus, die mit dem Stiel in den Sand gesteckt waren, und er erkannte sie sofort als die Baken, welche die Fahrinne bezeichneten.

Eine Sekunde lang stand er regungslos still; dann begann sein Herz mit lauten, harten Schlägen zu klopfen, so daß ihm der Atem versagte. Doch er bezwang die Schwäche mit aller Kraft und fing an zu laufen. Als das Bündel ihn hinderte, warf er es von sich, ohne einen Gedanken an den kostbaren Inhalt. Näher und näher kam er der spukhaften Erscheinung, dann blinkte vor ihm ein breiter Wasserlauf im Mondschein, und nun erst packte ihn das Entsetzen mit furchtbarer Gewalt: nun wußte er, daß er sich nicht auf der Insel selbst, sondern auf der ihr vorgelagerten großen Sandbank hatte aussetzen lassen. Bei Ebbe lief sie auf weite Strecken hin trocken, bei Flut jedoch stand sie unter Wasser — bei Westwind oft mehrere Meter tief, und eine starke Strömung ging darüber fort.

Der Mann starrte in das Wasser zu seinen Füßen und sah, wie der tiefe Meeresarm, der die Sandbank von der Insel trennte, in reißendem Strom vorüberschoß. Ein Versuch, nach der Insel hinüberzuschwimmen, war Wahnsinn — war einfach Selbstmord. Hier lauerte hinter ihm nicht gleichfalls der Tod? Wie ein Tier, das durch einen Schlag vor den Kopf halb betäubt ist, schaute er mit dumpfem Blick zurück. Da lag sein Bündel als einzig dunkler Punkt in der seltsam leichten Einöde, und mechanisch ging er darauf zu. Unter seinen Sohlen spürte der Boden in leise quatschenden Tönen — die Flut kam schnell.

Einen Augenblick zuckte der Gedanke an das Fährschiff in ihm auf. Doch das lag weit draußen; er konnte es nicht erreichen, und die Bemannung schlief fest. Der Grog war gut gewesen — und ein bitteres Lächeln glitt flüchtig über das dunkle Gesicht. Er ließ die Uhr noch einmal repetieren — ein Viertel nach zwölf. Seiner Schätzung nach stieg das Wasser noch mehr als vier Stunden. Vier Stunden — und schon war der Boden überall vom Wasser aufgetrieben.

Vor seinem Bündel machte er unwillkürlich Halt. Es hatte durch sein Gewicht eine kleine Vertiefung in den Boden gedrückt; darin sammelte sich nun das Wasser. Das Tuch zeigte einen breiten, dunklen Rand. Nun waren wohl die Bücher und Papiere feucht geworden, die er zu unterst hineingelegt hatte. Vielleicht verwischte sich die Schrift bereits. Aber er hüdete sich nicht, um das Bündel aufzunehmen. Ohne darüber nachzudenken, ohne zu versuchen, sich mit dem Verstande darüber klar zu werden, wußte er, daß es kein Entkommen mehr gab. Die Flut würde steigen und ihn mitreißen; er sah, daß sein Leben in wenigen Stunden ausgelöscht sein würde, wie die Schrift auf dem Papier in seinem Bündel. Welchen Zweck hätte es, die Papiere noch schützen zu wollen — welchen Sinn hatten nun die langen Jahre gehabt, in denen er sie errungen!

Und plötzlich packte den Mann eine rasende Wut. Er ballte die Hände zu Fäusten und biß in die Knöchel hinein, daß sie bluteten; er warf sich auf die Erde und schrie wie ein zu Tode getroffenes Tier; er wühlte sich in den feuchten Grund und sprang wieder auf, redte die Fäuste gen Himmel und brüllte in ohnmächtiger Leidenschaft, bis ihm der Schaum vorm Munde stand; er tobte und wütete und fiel endlich halb besinnungslos wieder zu Boden.

Das leise Knistern ringsum war verstummt, denn nun war die ganze Fläche mit Wasser bedeckt, das fast unmerklich und doch unglühend stieg. Die kühlen, weichen Wellen umschmeichelten das glühende Gesicht des Mannes, lösten die krampfartig geballten Hände und löschten leise die Siedeglut des wilden Blutes. Schauernd richtete er sich auf, und fast gegen seinen Willen begann sein Gehirn fieberhaft zu arbeiten. Wieder, wie bei der Wanderung im Nebel, glitten die Bilder der Vergangenheit im schnellen Wechsel an ihm vorüber. Wieder empfand er die Leiden seiner Kinderzeit, kämpfte und rang in der Fremde mit den Härten des Lebens; wieder durchlebte er die letzten Jahre des Erfolges mit jubelndem Triumph, und mit Stolz konnte er sich sagen, daß er erreicht hatte, was er sich beim Fortgehen von der Heimat als Ziel gesteckt.

Als Ziel — seine Gedanken griffen das Wort auf. War er am Ziel angelangt? Wo blieben da die Zukunftsbilder, die er in den langen Jahren sich erträumte? Er hatte soviel an ein friedliches Heim gedacht, das er Mutter und Schwester bieten wollte. Alles würde er ihnen geben, was sie an Behagen und Fröhlichkeit nur wünschen konnten; wie würden sie dabei aufblühen und glücklich sein! Wenn dann — später vielleicht — ein herzlicher, liebevoller Geselle Luit Tütje zur Frau begehrte, wollte er ganz der Mutter leben und versuchen, ihr die Tochter zu ersetzen.

So hatte er geträumt; auf dieses Ziel hingestrebt. Nun sah er plötzlich in hellseherischer Klarheit, daß die Wirklichkeit ein ganz anderes Gesicht zeigen würde. Konnte er denn Mutter und Schwester von seinem Stiefvater lösen? Konnte er sie aus Heimat und Verwandtschaft herausreißen? Wenn sie es wollten — gewiß. Geld war die Macht, der sich alle jene Leute beugten, und diese Macht hielt er in Händen. Für Geld würde der Stiefvater lachend in die Scheidung willigen; für Geld würde die ganze Sippe zu kaufen sein.

Aber zum erstenmal legte er sich die Frage vor: Würden Mutter und Schwester denn frei sein wollen? Und wenn sie es wollten — würden sie fähig sein, die Freiheit zu ertragen? Und er selbst mußte sich auf diese Frage mit einem unerbittlichen Nein antworten. Vielleicht würde die Sehnsucht nach dem unbekannten Leben sie hinlocken, aber sobald die Freiheit den Reiz der Neuheit verlor, würden sie unglücklicher werden, als sie vordem gewesen. Mit ihrem Denken und Fühlen, mit ihrem ganzen Sein wurzelten sie in der Gemeinschaft der vielen; sie waren zu schwach und haltlos, um innerlich allein stehen zu können — so würden sie niemals in Wahrheit frei werden.

Und noch eins erkannte er in dieser Stunde klar: der Mann, der sie mißhandelte, stand seiner Mutter näher, als der Sohn, der ihr in Ehrfurcht dienen wollte, denn die Gewohnheit war stärker als ihr Wunsch nach Erlösung.

Die Wasser stiegen, und es wurde still in der Seele des Mannes. Er erkannte, daß jeder nur für sich selbst arbeiten, daß keiner den andern erlösen kann, weil des Menschen Schicksal nicht in den Verhältnissen, die ihn umgeben, sondern in ihm selbst begründet liegt. Der Gedanke an Mutter und Schwester hatte ihm zur Triebfeder gedient; um ihre willen hatte er gelernt, sein Leben zu meistern, sie mußten ihr Leben in die eigene Hand nehmen. Er konnte ihnen nicht helfen, aber er hatte aus sich gemacht, was aus ihm werden konnte, ein Mann der sich des eigenen Wertes bewußt sein durfte — er sah, daß er in Wahrheit am Ziel seines Lebens stand.

Die Wasser stiegen, und abschiednehmend blickte er zu der Insel hinüber; mit grüßenden Augen schaute er noch einmal die Schönheit seiner Heimat — die schimmernde, unendlich friedliche Weite.

Und die Wasser stiegen. — —

Ein deutsches Kampflied.

Als Kaiser Wilhelm nach Schluß der historischen Reichstagsstimmung als letztem dem Abgeordneten für Elßah die Hand gereicht hatte, ballte er die Faust und sprach die Worte: „Und nun wollen wir sie verdreschen.“

Dank, Kaiser Wilhelm, für das Wort,
Es widerhallt von Ort zu Ort:
„Nun wollen wir sie verdreschen.“

Schon überreif die Ernte war,
Jetzt kommt das große Erntejahr —
„Nun wollen wir sie verdreschen.“

Ihr Preußen haltet guten Takt
Mit euren Ernteflegeln,
Ihr Bayern, feste angepackt,
Ihr kennt ja auch die Regeln.

Ihr, Württemberg und Baden auch,
Gebt gute Drescher beide,
Und was in Sachsen alter Brauch,
Jetzt sei's dem Feind zuleide.

Nehmt, nehmt die Flegel fest zur Hand
Und drescht mit deutschem Grimme,
Es geht ums deutsche Vaterland
Und unseres Kaisers Stimme.

Sein großes Wort am großen Tag,
Das gab den Takt beim Ernteschlag:
„Nun wollen wir sie verdreschen.“

M. Lindleben im „Berl. Kol.-Anz.“

